

Goethe und Westfalen

Von Hermann Rothert

Auch in Zeiten höchster Not bedarf man des Dichters. Wann aber galt dieses Goethewort mehr als heute, wo wir uns von verhängnisvollen Abwegen zurückfinden, aus tiefstem Abgrunde wieder erheben möchten an ewigen Werten, und wo könnten wir sie besser finden als eben bei Goethe, den einst bei seinem Tode Schelling in der Gedächtnisrede in der Münchener Akademie als den Mann bezeichnete, „der in allen inneren und äußeren Wirrungen Deutschlands wie eine mächtige Säule dastand, an der viele sich aufrichteten“. Doch erwarten Sie*) keine tiefgründige Untersuchung über Goethes Werk und Wesen von mir; ich bin kein Literarhistoriker. Von der westfälischen Geschichte herkommend, möchte ich den Fäden nachgehen, die sich zwischen dem Lande der Roten Erde und dem Dichturfürsten im Laufe seines weithin wirkenden Lebens geknüpft haben, möchte feststellen, ob nicht etwa das eine oder andere Goldkörnlein seines Reichthums dem heimischen Boden entstammt, und ob dieser Schmitter gestellt hat, um von der gesegneten Ernte seines Lebenswerks einen Anteil in die eigenen Scheuern zu bergen. Freilich wird meine Untersuchung erschwert durch die Zeitverhältnisse, die die Benutzung der einschlägigen Literatur stark behindern.

Bevor wir auf die aufgeworfenen Fragen eingehen, müssen wir uns, um Enttäuschungen zu vermeiden, vergegenwärtigen, daß Westfalen im 18. Jahrhundert abseits vom deutschen Leben lag; wie das Land wegen seiner schlechten Wege, so waren die Bewohner ihrer bäuerlichen Ungeschliffenheit und derben Kost wegen ein beliebter Gegenstand eines freilich weit über sein Ziel hinauschießenden Spottes¹. Westfalens staatliche Zersplitterung und konfessionelle Aufspaltung gaben dem Lande das Gepräge. Auf der einen Seite standen die katholischen geistlichen Fürstentümer Münster, Paderborn und das kölnische Sauerland, geschieden von dem protestantischen Deutschland, auf dessen Boden unsere klassische Literatur erwuchs. Die kulturellen Leistungen der Kirchenfürsten und ihrer Länder, vor allem des Adels, lagen auf dem Gebiete der bildenden Kunst; man denke an den Kurfürsten Klemens August von Köln, zugleich Bischof von Münster und Paderborn, an die großen Baumeister Joh. Konr. Schlaun und Wilh. Ferd. Lipper.

*) Vortrag, gehalten im Altertumsverein am 1. Oktober 1946.

¹ Vgl. Probst, Paul, Westfalen in der Kritik des 18. Jahrhunderts. Münstersche Diss. 1912.

Auf der andern Seite gehörten die evangelischen Landesteile Mark, Minden-Ravensberg und Tecklenburg schon damals größtenteils zu den wirtschaftlich fortgeschrittensten Deutschlands, doch eben dadurch waren sie dem geistigen Leben weniger zugewandt. Inmitten lag das halb-säkularisierte Hochstift Osnabrück, konfessionell gemischt und abwechselnd von einem katholischen Bischof und einem evangelischen Prinzen aus dem Welfenhause regiert. Das Siegerland mit seiner fränkischen Bevölkerung gehörte damals noch nicht zu Westfalen; sein Sohn und Goethes Freund, Heinrich Jung-Stilling, bleibt für uns außer Betracht. Nicht zuletzt war Westfalen eine der wenigen deutschen Landschaften, die weder eine blühende Landesuniversität noch größere Städte besaßen — die größten waren um das Jahr 1800 Münster mit 12 797 und Osnabrück mit 8584 Einwohnern —; das Fehlen jener beiden Faktoren erschwerte wesentlich die Beteiligung des Landes am geistigen Leben der Nation.

I.

Und dennoch. Für Goethes reichen Geist, der wie ein Brennspiegel alle Lichtquellen in sich aufnahm und seine Ausstrahlungen nach allen Seiten entsandte, blieb auch das Westfalenland kein Ort der Finsternis, es hat Erleuchtung von dort empfangen und zurückgeworfen, so daß es sich getrost den Mutes neben anderen deutschen Landschaften sehen lassen kann. Wir wenden uns zunächst den *Einwirkungen Westfalens auf den Dichter* zu.

Vorweggeschickt seien ein paar äußerliche Berührungspunkte. Der Name Westfalen mag zuerst 1753 an des Kindes Ohr in der Hirschgasse erklingen sein, als ein angeheirateter Verwandter der Mutter, der angesehene Rechtsgelehrte *Joh. Mich. Frhr. von Loen* (1694—1776), Frankfurt verließ, um einem Rufe Friedrichs d. Gr. folgend, Regierungspräsident in dem kleinen Lingen zu werden². Goethes spätere Zweifel, ob der Oheim sich dort wohlbefunden habe, werden dadurch bestätigt, daß man in preußischen Beamtenkreisen damals Lingen „das westphälische Siberien“ nannte³. Loens Sohn Joh. Jost war später Oberforstmeister des Grafen Karl von Bentheim zu Burgsteinfurt und wurde der Schöpfer des dortigen Bagnos; dann lebte er in Dessau, wo bei Goethes Aufenthalt daselbst 1796 „die angenehme, zutrauliche Verwandtschaft sich erneuerte“⁴.

² Dichtung u. Wahrheit 2. Buch. Allg. Deutsche Biographie Bd. 19 S. 86. Das Westphäl. Magazin Bd. 4 (1788) bringt auf S. 18 ff. ein Lebensbild Loens aus der Feder des Herausgebers P. Fl. Weddigen.

³ Bericht des Kammerpräsidenten v. Massow in Minden vom 8. 4. 1756. Acta Borussia Behördenorganisation X. Bd. S. 546.

⁴ Tag- und Jahreshefte z. J. 1797. *Döhmman*, Karl, Das Bagno in Burgsteinfurt. Burgsteinfurt 1907 S. 14 f.

Ein anderer nach Westfalen Verschlagener aus Goethes Umkreis, und zwar aus der Wetzlarer Zeit, war *Aug. Siegfried von Goue*, dessen possenhaftem Ritterbunde an der Wirtstafel auch der junge Dichter als ‚Götz von Berlichingen der Redliche‘ angehörte. Goue selbst, „ein schwer zu entziffernder Mann“ von schrulligen Einfällen und barocker Lebensführung, trat später gleichfalls in gräflich Bentheimsche Dienste und beschloß seine Tage 1789 zu Burgsteinfurt als Hofkavalier⁵.

Doch nun zu dem, *was Westfalen an Goethe zu geben hatte*. Eben damals, als der Dichter zuerst hervortrat, stand in voller Schaffenskraft der auf dem geistigen Gebiete bedeutendste Westfale aller Zeit, der Osnabrücker *Justus Möser* (1720—1794). Hand in Hand mit den amtlichen Aufgaben als leitender Staatsmann seines Heimatlandes schrieb Möser seit 1766 für die von ihm ins Leben gerufenen „Wöchentlichen Osnabrückischen Intelligenzblätter“ eine Fülle von Aufsätzen, Skizzen und Gesprächen, zunächst, um die Leser mit den Landesangelegenheiten vertraut zu machen und ihr Urteil zu bilden, doch auch um alles, was ihn innerlich beschäftigte, zur Sprache zu bringen, und zwar mit ebensoviel Geist und Herz wie launiger Anmut. Herder war es, der mit seinem offenen Sinn für das lebendig Volksmäßige 1770/71 in Straßburg den Freund Goethe auf den westfälischen Weisen und dessen Aufsätze aufmerksam machte und damit zwischen den beiden die Brücke schlug⁶. Der Einfluß Möser's ist in Goethes erstem großen Drama, dem *Götz* (begonnen 1771), unverkennbar. Wenn Goethe über dessen Ursprung erzählt: „die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Anteil“, so kommt das überein mit Möser's Aufsatz „Von dem Faustrecht“ (1770), der mit den Worten beginnt: „Die Zeiten des Faustrechts in Deutschland scheinen mir allemal diejenigen gewesen zu sein, worin unsere Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigene Nationalgröße gezeigt hat“⁷. Im gleichen Jahre, in dem der *Götz* erschien, 1773, gab Herder das berühmte Heft „Von deutscher Art und Kunst“ heraus, das neben seinen Aufsätzen über das Volkslied und Shakespeare den Beitrag Goethes „Von deutscher Baukunst“ brachte, einen Hymnus auf die Herrlichkeit des Straßburger Münsters und der Gotik, und endlich die Vorrede

⁵ Dichtung und Wahrheit 12. Buch. *Benkert*, Ad. Ein vergessener Jugendgenosse Goethes. Westfäl. Zschr. Bd. 69 (1911) S. 72 ff. *Aug. Siegf. von Goue*. Auswahl v. *K. Schüddekopf*. Einf. v. *H. Gloel*, Weimar 1917. In einem hier wieder abgedruckten Trauerspiel „Masuren oder der junge Werther“ 1775 behandelte Goue die Werthertragödie.

⁶ *Kaß*, Georg, Möser und Goethe. Göttinger Diss. 1909. *Klassen*, Peter, Justus Möser. Frankfurt 1930 S. 182 ff.

⁷ Dichtung und Wahrheit, 10. Buch. Möser's sämtl. Werke, herausgegeben von *Abeken*, Bd. I, S. 395.

Mösers zu seiner Osnabrückischen Geschichte, die seine bahnbrechenden Gedanken über eine deutsche Geschichte entwickelte. Das Heft wirkte wie ein Programm; Schulter an Schulter mit den Stürmern und Drängern, dem 29jährigen Herder und dem 24jährigen Goethe, erschien der reife 53jährige Möser, der erste große Konservative, wie Paul Fechter ihn nennt, auf dem Plane⁸. Jeder der drei Verfasser wies darin der deutschen Geistesgeschichte auf einem bedeutenden Felde neue Wege. Das ungeschichtliche 18. Jahrhundert hatte die Vergangenheit durch das Licht seiner eigenen Vernunft zu erhellen gesucht: jetzt lehrte Möser, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen.

Das nächste Jahr brachte den ersten Band der Patriotischen Phantasien, der gesammelten Aufsätze Mösers, die seine Tochter Jenny von Voigts herausgab. Goethe konnte das Erscheinen kaum erwarten; er setzte sich brieflich mit Frau von Voigts in Verbindung, um ihre und ihres Vaters Besorgnis zu zerstreuen, ob die ursprünglich für einen kleinen Kreis bestimmten Aufsätze „überall zum Nutzen und Frommen dienen würden“. Als er dann den I. Band in der Hand hatte, gab er seinem dankbaren Überschwang der Herausgeberin gegenüber mit den Worten Ausdruck: „Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe, entfalten sich in meiner Seele.“ In Dichtung und Wahrheit, 13. Buch, hat er späterhin seiner Verehrung für den „herrlichen Justus Möser“, seiner Bewunderung für dessen Aufsätze mit feinstem Verständnis Ausdruck gegeben; er endet damit, daß er ihn Franklin an die Seite stellt. Vielleicht läge ein Vergleich noch näher, den W. H. Riehl gezogen hat, indem er auf einen anderen Großen hinweist⁹. „Es spricht ein Shakespearischer Geist aus der Gedankenschärfe, dem gesunden Mutterwitz dieses Mannes (Justus Möser), aus dem wunderbaren Blick für die Beobachtung und Erfassung jeder lebenden Realität, für die Enthüllung der natürlichen und freiwüchsigen Grundstoffe im Volksleben, wie aus dem vernichtenden Spott, mit welchem er die Verkehrtheiten alter und neuer Gesellschaftszustände geißelt.“ Da Goethe eben damals im Banne des großen Briten stand, mußte auch der geistesverwandte Möser ihn anziehen.

Wenige Tage, bevor Goethe an Jenny von Voigts schrieb, hatte er zum ersten Male vor dem Erbprinzen von Weimar gestanden, Karl August, dem Manne seines Schicksals. Als er ihm im Gasthof zu Frankfurt seine Aufwartung machte, lagen die Patriotischen Phantasien frisch geheftet und unaufgeschnitten auf dem Tische. „Da ich sie nun sehr gut“, so berichtet Goethe, „die Gesellschaft sie aber wenig kannte, so hatte ich den Vorteil, davon eine ausführliche Relation liefern zu

⁸ Fechter, Paul, Geschichte der deutschen Literatur, Berlin 1941, S. 278.

⁹ Riehl, W. H., Land u. Leute, 4. Aufl. Stuttgart 1857, S. 12.

können; und hier fand sich der schicklichste Anlaß zu einem Gespräch mit einem jungen Fürsten, der den besten Willen und den festen Vorsatz hatte, an seiner Stelle entschieden Gutes zu wirken“¹⁰. Goethe machte ihn mit Möser's Auffassung über die kulturelle Bedeutung und Verpflichtung der deutschen Kleinstaaten bekannt, Karl August's künftige Regententätigkeit und die eigene als sein Minister prophetisch vorzeichnend.

Unmittelbar kamen Möser und Goethe noch einmal im Jahre 1781 in Berührung. Friedrich d. Gr. hatte in seiner Schrift „De la Litterature allemande“ den Götz „die abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke“, d. h. Shakespeares, genannt. Die Angriffe des großen Königs gegen die deutsche Literatur fanden eine würdige und treffende Entgegnung durch Möser in seiner Schrift „Über die deutsche Sprache und Literatur“, die Karl Brandi sein schönstes Werk nennt¹¹. Möser wirft in Bezug auf den Götz die Frage auf, „ob wir nicht selbst unsere Eichen also ziehen können, daß sie den härtesten, höchsten und reinsten Stamm geben, ihre Krone hoch empor tragen; oder ob wir solche von einem französischen Kunstgärtner zuzutzen und auf-schnitzeln und unsere Wälder in einen regulären Sternbusch verwandeln lassen sollen?“ Möser nahm den Götz als „ein edles und schönes Produkt unseres Bodens“ warm in Schutz und betonte: „Wenn von einem Volksstück die Rede ist, so muß man den Geschmack der Hofleute bei Seite setzen“¹². Jenny von Voigts sandte die Erwiderung ihres Vaters an Goethe und dieser, der in seiner Antwort den Götz jetzt nur als „die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben“ gelten ließ, fand es „gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet, denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt“. Damit stellte Goethe sich selbst in die Reihe von Möser's Nachfolgern¹³.

Im nächsten Jahre sandte Goethe an Möser abschriftlich einen „Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe“. Es war vermutlich die zweite überarbeitete Fassung des Egmont, in dessen viertem Aufzuge, der großen Auseinandersetzung zwischen dem Helden und Alba, der Einfluß Möser's deutlich erkennbar ist¹⁴. Ich möchte namentlich auf die prächtige Charakterschilderung der Niederländer durch Egmont hinweisen: „Es sind Männer, wert Gottes Boden zu betreten, ein Jeder

¹⁰ Dichtung u. Wahrheit, 15. Buch.

¹¹ Brandi, Karl, Möser und wir. Rede bei der Feier des 150. Todestages. Osnabrück 1944.

¹² Möser-Abeken, Bd. IX, S. 136 ff.

¹³ Beins, Ernst u. Pleister, Werner, Justus Möser, Briefe. Hannover 1939, Nr. 221.

¹⁴ Kaß a. a. O., S. 100, Klaffen a. a. O., S. 189 f. Hempel, Ernst, J. Möser's Wirkung auf seine Zeitgenossen. Osnabrücker Mittl., Bd. 54, S. 20.

rund für sich ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Zutraun zu verdienen, leicht, zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken.“ Da haben wir, handgreiflich und unverkennbar, den westfälischen Freibauern vor uns, wie er auf seinem Einzelhofe leibt und lebt, mit seinem Stolze, seiner Regsamkeit und seinem Beharrungssinn, vom Sprichwort in den Satz gefaßt: „De Buer sitt es Künig up sinen Hoff“; Goethe wirft uns in einem Spiegel sein Bild aus Möser's Schilderungen in den Phantasien wie in der Osnabrückischen Geschichte zurück. Der Wertschätzung Möser's und seiner Ideenwelt ist Goethe sein ganzes Leben hindurch treu geblieben. Im Jahre 1813 veranlaßte ihn die Niederschrift von Dichtung und Wahrheit, die Phantasien wieder einmal zur Hand zu nehmen, „um in jene Zeiten mich noch mehr zu versetzen“, und noch 1823 gedenkt er „dieses himmlischen Geistes“, dessen Äußerungen „gleich Goldkörner und Goldstaub denselben Wert haben, wie reine Goldbarren und noch einen höheren, als das ausgemünzte Gold selbst“¹⁵.

Doch wir haben vorgegriffen. Bis dahin war Goethe mit dem protestantischen Westfalen in Berührung gekommen, es gab aber auch ein katholisches, dem sogar die Mehrheit der Landesbewohner angehörte. Merkwürdigerweise fand eine der ersten Begegnungen auf italienischem Boden statt, wie Goethe in seiner „Italienischen Reise“ berichtet. Als er im September 1786 auf der Brenta von Padua nach Venedig schiffte, teilten sein Fahrzeug zwei Deutsche im Pilgerkleid, auf der Wanderung nach Rom begriffen, sprachunkundig und von den Schiffsleuten scheel angesehen. Nach seiner Weise nahm Goethe sich der Landsleute liebevoll an und es erwies sich, daß sie im Stifte Paderborn beheimatet waren. Dankerfüllt erzählten die Pilger ihm, daß sie jeden Tag einer Wohltäterin unterwegs, einer schwäbischen Pfarrfrau, im Gebete gedächten, um ihr dereinst im Paradiese wieder zu begegnen. So trat die einfältig fromme Art katholischen Westfalentums Goethe gleich beim ersten Treffen entgegen.

Bedeutsamer als diese immerhin bezeichnende kleine Episode gestalteten sich die Beziehungen Goethes zu der Landeshauptstadt Münster¹⁶. Hier hatte sich um den edlen, für das Landeswohl hochverdienten Minister *Franz von Fürstenberg* und die anmutig geistvolle Fürstin *Amalie von Gallitzin* (geb. 1748 als Gräfin von Schmettau) ein schöngeistiger Kreis gebildet, dessen Seele die von einem unstillbaren Bildungsdurst erfüllte Fürstin war. In jungen Jahren hatte sie,

¹⁵ Tag- und Jahreshefte z. J. 1813. Über Kunst u. Altertum, IV. Bd. 2. H. 1823, Justus Möser.

¹⁶ Galland, Jos., Die Fürstin Amalie v. Gallitzin. Köln 1880. Wiegmann, Wilh., Goethe u. die Fürstin Gallitzin, Zschr. Westfalen, 22. Bd. (1937), S. 176 ff. Beisenherz, Hch., Goethes Reiseweg durch Westfalen. Heimat u. Reich, Jg. 1938, S. 281 ff.

mit Diderot befreundet, den freigeistigen französischen Enzyklopädisten nahegestanden. Dann war sie durch den holländischen Philosophen Hemsterhuys zu Plato und später durch Joh. Georg Hamann aus Königsberg, der in ihrem Hause starb, zu Christus geführt worden, bis sie schließlich unter dem Einfluß Fürstenbergs in den Schoß der katholischen Kirche zurückfand (1786). Auch das Gepräge ihres Kreises, der sogenannten familia sacra, wurde damit mehr und mehr ein kirchlich katholisches; späterhin gehörte ihm auch Goethes Jugendfreund, der Graf Friedrich Stolberg an, nachdem er unter dem Einfluß der Fürstin zur katholischen Kirche übergetreten war (1800).

Schon im Herbst des Jahres 1785 hatte die Fürstin, aufgeschlossen für alles Schöne und Edle, begleitet von Fürstenberg und Hemsterhuys, Goethe in Weimar einen achttägigen Besuch abgestattet, dem gleich darauf noch ein weiterer, kürzerer folgte. Waren auch seine „gottelästerlichen Reden“, wie Goethe selbst sagt, gelegentlich anstößig gewesen, so war man sich doch menschlich näher gekommen und im besten Einvernehmen geschieden; er gestand „Diese herrliche Seele hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt“. Ob er sich an die schöne Seele des Fräuleins v. Klettenberg erinnert fühlte? Als Goethe auf der Rückkehr von der Kampagne in Frankreich 1792 sich bei seinem und der Fürstin gemeinsamen Freunde Friedrich Heinrich Jacobi in Düsseldorf aufhielt, nahm er die Gelegenheit wahr, ihren Besuch in Münster zu erwidern. In der Nacht vom 6. zum 7. Dezember langte er bei elendem Wetter hier an und mußte den Rest der Nacht in dem von französischen Emigranten überfüllten Gasthof Stadt London am Prinzipalmarkt auf einem Stuhle zubringen. Um so herzlicher wurde er am nächsten Morgen von der Fürstin in ihre Häuslichkeit aufgenommen; bis zum 12. Dezember währte sein Aufenthalt. Er hat ihn in seinem freilich erst 29 Jahre später niedergeschriebenen Berichte einigermaßen verklärt dargestellt, aber er wie auch seine Gastgeberin haben einander wohl wirklich ein wenig überhöht, sublimiert betrachtet. Goethe schildert sie als „eines der Individuen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat“, „verständlich und liebenswert; in ihrem Hause herrschte ein natürlicher Ton, lebte man einfach und genügsam“. „So war es mit dem zeitlich Gegenwärtigen; das ewige Künftige hatten sie in einer Religion gefunden, die das, was andere lehrend hoffen lassen, heilig betauernd zusagt und verspricht.“

Die ersten Gespräche galten dem von beiden Seiten verehrten Hamann, der im Garten der Fürstin die letzte Ruhestätte gefunden hatte. Des weiteren „ergab sich die geistreichste, herzlichste Unterhaltung, ernsthaft durch die Philosophie vermittelt, heiter durch die Kunst“. Eine Aussprache über diese veranlaßte namentlich die schöne

Sammlung geschnittener Steine, antiker Gemmen aus dem Besitze der Fürstin, einer „der sonderbarsten Fälle, daß gerade die Blüte des Heidentums in einem christlichen Hause verwahrt und hochgeschätzt“ wurde. Goethe fühlte sich in seinem Elemente, „die allerliebsten Motive hervorzuheben, die aus diesen würdigen kleinen Gebilden dem Auge entgegensprangen“. Ein anderer Gesprächsstoff, worin er der familia sacra in ihrer Sinnesrichtung weltklug entgegenkam, waren die römischen Kirchenfeste in der Karwoche und zu Ostern, die er aus eigenem Erleben und so verständnisvoll zu schildern wußte, daß ein Zuhörer ihn für einen Katholiken halten konnte. So bewährte Goethe die Weitherzigkeit seiner großen Natur fremder Überzeugung gegenüber; Antike und christliche Kultur, Christentum und Humanitas, die Grundlagen abendländischer Gesittung, begegneten und grüßten sich in einer höheren Sphäre.

Die Fürstin ließ es sich nicht nehmen, dem abreisenden Gaste noch eine Wegestrecke das Geleit zu geben, wobei ein jeder mild und ruhig sein Credo wiederholte und sie beim Abschied, ähnlich den Paderborner Pilgern, dem Wunsche Worte lieh, Goethe, wo nicht hier, doch dort wieder zu sehen. — Die Weiterreise nach Kassel über Warendorf und Paderborn führte auf kaum gebahnten Heidewegen quer durch die verschrieene Senne, die Goethe eine Wüste nannte; in der Gegend von Rietberg, mitten in düsterer Nacht, erklärte der Postillion, den Wagen nicht weiter bringen zu können, und machte Halt an einer einsamen Waldwohnung, „deren Lage, Bauart und Bewohner schon beim hellsten Sonnenschein hätten Schaudern erregen können“. Hier in der damals unwirtschaftlichsten, von Räuberbanden heimgesuchten Gegend Westfalens mußte der Dichterstürm „die schwärzeste aller Nächte“ verbringen. Im Reisegepäck führte er die Gemmensammlung mit sich, Amalie von Gallitzin hatte sie ihm, ihr Eigentum vorbehaltend, liebevoll aufgedrängt, damit er sie daheim nach Herzenslust betrachten könne, und sein Sträuben dadurch besiegt, daß sie die Mitnahme als Beweis ihres Vertrauens forderte. Goethe hat später (1807) die Sammlung beschrieben und gewürdigt und noch 1823 über ihr weiteres Schicksal berichtet¹⁷.

Ranke sagt einmal: „Es ist ein Glück des Lebens, dann und wann in einen Kreis zu treten, wie ihn eine talentvolle, fein organisierte edle Natur um sich zu ziehen pflegt. Jene Bildung, die sich von der Welt nur das Würdige und Schöne aneignete, umfängt uns gar bald wie mit reiner Atmosphäre, ein durchdringender, unterscheidender Verstand gibt uns eine leichtere, heitere Spannung; feine Sitte und ungesuchter Ausdruck des Wohlwollens und der Güte, der auch eine

¹⁷ Die Beschreibung in der Jenaischen Allg. Lit. Ztg. 1807, ferner: Über Kunst und Altertum, IV. Bd., 1. Heft, 1823.

Art von Talent ist, halten uns innerlich fest“¹⁸. Ist diese Schilderung des Kreises um den deutschen Kaiser Maximilian II. nicht wie eigens gemünzt auf den der Fürstin Gallitzin? Kein Zweifel, der Aufenthalt in Münster, das wohlthuende Verweilen in einem geistvollen und zugleich aus tiefer Überzeugung katholisch-gläubigen Zirkel haben einen starken und dauernden Eindruck in Goethe hinterlassen. Mochte ihm der Katholizismus als solcher schon von seiner Vaterstadt Frankfurt her, dann durch Wanderjahre in Italien und dessen bildende Kunst äußerlich wohl vertraut sein, hier waren die Formen von warmem Leben erfüllt. Ist es allzukühn, anzunehmen, daß die Gestaltung der Schlußzene im II. Teile des Faust, die Aufnahme des Helden durch die mater gloriosa in den von katholischen Heiligen bevölkerten Himmel, das münstersche Erlebnis in einem späteren Nachhall fortklingen läßt? — Angeknüpft sei bei dieser Gelegenheit, daß eine der Wurzeln der *Faustsage*, und zwar der ältesten eine, im westfälischen Boden ruht; sie findet sich, wie mein Vater nachgewiesen hat, in dem Spottgedichte des Daniel von Soest „Gemeine Bicht der Prädikanten to Soest“ von 1534¹⁹.

Goethe hat Westfalens Boden noch ein zweites Mal betreten. Es war im Jahre 1801, als er nach schwerer Erkrankung sich in dem damaligen Weltbade Pymont vom 12. Juni bis 17. Juli zur Kur aufhielt. Er rühmt in den Tag- und Jahresheften, daß er nicht wisse, eine Badezeit in angenehmerer und besserer Gesellschaft verlebt zu haben; anmutige und liebenswürdige Freundinnen machten diesen Zirkel höchst wünschenswert. Freilich wurde das Dasein durch stürmisch-regnerisches Wetter beeinträchtigt, wogegen das Theater einigen Trost gewährte. Bei Spaziergängen nach dem nahen Lügde erregte die romanische Kilianskirche, die den Zeiten Karls d. Gr. zugeschrieben wurde, die Aufmerksamkeit. Mehr noch geschah das durch die Hermannsschlacht, deren Schauplatz man in der dortigen Gegend suchte und mit der man auch einen alten Ringwall, die Herlingsburg, auf ragender Höhe mitten im Walde in Verbindung brachte; in Wirklichkeit gehört sie der altsächsischen Zeit an. Schon Friedrich d. Gr. hatte bei seinem Kuraufenthalt in Pymont 1744 sich mit der Frage nach der Örtlichkeit der Varusschlacht beschäftigt; Goethe ließ seine anfängliche Abneigung „vor solchen aus dem Ungewissen ins Ungewisse verleitenden Bemühungen“ schließlich fallen und kam durch die allerorten ihm entgegentretende Vergangenheit auf den Gedanken, eine Erzählung aus dem Jahre 1582 zu schreiben. Das wundersame Aufkommen des Pymonter Bades sollte den Gegenstand bilden, ohne daß er jedoch über

¹⁸ Ranke, Leop. v., Über die Zeiten Ferdinands I. u. Maximilians II. im Abschnitt: Erwartungen von Maximilian II.

¹⁹ Rothert, Hugo, Uranfänge des Goethischen Faust. Zschr. Westfalen, Bd. IX (1918), S. 97.

einen Umriß hinausgekommen wäre. Bekanntlich hat dann Wilhelm Raabe diesen Vorwurf später seiner Novelle „Der heilige Born“ zu Grunde gelegt²⁰.

Auf der Rückreise machte Goethe längere Station in Göttingen, wo er sich u. a. in die Gelehrten-geschichte der Universität „mit größter Aufmerksamkeit und eigentlicher Teilnahme“ vertiefte. Ihr Verfasser war der berühmte Göttinger Rechtshistoriker *Stephan Pütter*, ein gebürtiger Westfale aus Iserlohn (1725—1807), dessen klare Auffassung und Stil Goethe schon als Leipziger Student bewundert hatte. Aber obwohl Pütter damals noch in Göttingen lebte, hat Goethe ihn anscheinend nicht kennengelernt; Altersschwachsinn umdüsterte die letzten Lebensjahre des Mannes, der ein halbes Jahrhundert lang die Leuchte der Georgia Augusta gewesen war²¹.

Zu einem dritten Besuche Goethes in Westfalen hat es nicht kommen sollen. Im Jahre 1815 hatten „die beiden deutschen Großen“, Goethe und der *Frhr. vom Stein*, begleitet von Ernst Moritz Arndt, ihre gemeinsame Rheinfahrt an und auf dem befreiten deutschen Strome bis nach Köln hinab unternommen und bei dieser Gelegenheit hatte Stein den Freund eingeladen, ihn im nächsten Jahre in Nassau zu besuchen und von da eine Wanderung in das Land zwischen Rhein und Weser zu beginnen; in einem Briefe vom 26. Juni 1816 erinnerte er Goethe an seine Zusage. Aber im Herbst 1815 hatte das Herzenerlebnis mit Marianne von Willemer in Frankfurt Goethe schmerzlichen Verzicht auferlegt, dadurch waren „des Rheins gestreckte Hügel, hochgesegnete Gebreite“ ihm zu glühenden Pfaden geworden. So versagte er sich den Besuch in Nassau und damit auch die Entdeckungsreise nach Westfalen. Noch 1818 schrieb Stein: „Ich wünschte, der große Mann besuchte wieder einmal unsere Lahntäler, um von hier aus eine Exkursion an die Ufer der Ruhr und Lippe zu machen, damit er ein in Hinsicht auf die Gebirgskunde, Gewerbefleiß und die Sitten und Einrichtungen der Bewohner höchst interessantes Land kennen lerne. Er versprach mir 1815 einen Besuch, um von Nassau aus die Wanderung in das Land der Roten Erde fortzusetzen, aber die Hoffnung blieb unerfüllt“²². Man muß das lebhaft bedauern. Das Kennenlernen des Landes zwischen Ruhr und Lippe, der Grafschaft Mark, schon damals eines der blühendsten Industriegebiete Deutschlands, doch auch des fleißigen Ravensberger Spinnerländchens hätte dem für volkswirtschaftliche Dinge aufgeschlossenen Staatsminister v. Goethe sicherlich reiche Anregung ge-

²⁰ Paralipomena zu den Tag- und Jahresheften. *Schwanold*, Hch., Pymont u. seine Umgebung. Niedersächs. Heimatbücher, Bd. 2 o. J.

²¹ Allg. Deutsche Biographie, Bd. 26, S. 749 ff., Westf. Lebensbilder, Bd. 4, S. 188 ff.

²² *Botzenhardt*, Erich, *Frhr. vom Stein*, Briefwechsel usw., 5. Bd., S. 275, 314, 318, 362, 443 f.

schenkt, zumal unter einem Führer wie Stein, der seine Laufbahn als Bergrat in Wetter a. d. Ruhr begonnen und zwanzig Jahre lang dienstlich in Westfalen gewirkt hatte. Wie glücklich wären wir, wenn wir eine Schilderung der Grafschaft Mark und anderer westfälischen Gebiete von Goethes Hand, etwa in dem sozialpolitischen Teile von Wilhelm Meisters Wanderjahren, besäßen!

Immerhin bewirkte Steins Anregung soviel, daß Goethe seine geologischen Studien auch auf das Ruhrkohlengebiet ausdehnte. Er vermerkt in den Tag- und Jahresheften 1815: „Von Hövels Gebirge der Grafschaft Mark wurden besonders mit Hilfe dortiger Beamten auch in der Ferne belehrend“²³. Es handelte sich um das Buch von Hövels „Geognostische Bemerkungen über das Gebirge in der Grafschaft Mark, nebst einem Durchschnitt der Gebirgslagen, welche das dortige Kohlengebirge mit der Grauwacke verbinden“; es ist 1806 in Hannover erschienen.

Schon vordem hatten Goethes naturwissenschaftliche Interessen ihn mit einem jungen Gelehrten aus Westfalen in Verbindung gebracht, dem 1778 in Osnabrück geborenen *Franz Joseph Schelver*. Er habilitierte sich 1802 als Privatdozent für Medizin in Jena, ging jedoch alsbald zur Naturwissenschaft über. Im nächsten Jahre erhielt er auf Goethes Veranlassung die Leitung des diesem besonders am Herzen liegenden Botanischen Gartens in Jena; Goethe rühmt wiederholt das Zarte und Gründliche von Schelvers Natur, wie er denn mit ihm gerne die Meinungen austauschte. Schelver starb 1832 als Professor in Heidelberg²⁴.

Ein anderer Westfale, mit dem Goethe einen kleinen Briefwechsel führte, war der originelle Direktor des Dortmunder Archigymnasiums *Joh. Wilh. Kuitman* (1760—1818), der die Meinung vertrat, Deutsche und Griechen hätten ursprünglich eine volkliche und sprachliche Einheit gebildet²⁵. Eine bekanntere Persönlichkeit war der aus Lemgo stammende preußische Staatsmann und Schriftsteller *Chr. W. v. Dohm*, der 1792 bei Goethes Anwesenheit in Düsseldorf sich gleichfalls im Jacobischen Hause einfand und als Mann von Geist sicherlich willkommen war. Später, zu Anfang 1807, besuchte er Goethe in Weimar, und dieser drückte seine Freude darüber aus, „einen so tüchtigen, standhaften und unter allem Wechsel seinem Geschäfte treubleibenden Mann zu sehen“, — freilich wurde die Haltung Dohms in diesen Monaten des preußischen Zusammenbruchs nicht überall gleich günstig beurteilt²⁶.

Mehrfache Berührungen ergaben sich auf dem Gebiete der bildenden Kunst. So berichtet der Kanzler von Müller am 30. Mai 1814, daß er

²³ Tag- u. Jahreshefte z. J. 1815.

²⁴ Dass. z. J. 1803 u. 1806. Über Schelver vgl. Allg. D. Biographie, Bd. 31, S. 30.

²⁵ Winterfeld, L. v., Geschichte der freien Reichsstadt Dortmund. Dortmund 1938, S. 170, Allg. D. Biogr., Bd. 17, S. 368.

²⁶ Westfäl. Lebensbilder, Bd. 5, S. 238 ff.

mit Goethe „ein herrliches Blatt von Israel von Mecheln (1504), den Tanz der Herodias“, aus dessen Sammlung betrachtet habe. Es war der in der Tat schönste Stich des in Bocholt ansässigen und hier — übrigens schon 1503 — verstorbenen berühmten Kupferstechers *Israhel von Meckenem*, den freilich Goethe gewiß nicht für einen Westfalen, sondern nach seiner falsch wiedergegebenen Namensform für einen Niederländer gehalten haben wird²⁷. — Ebenso wenig wie in diesem Falle hat Goethe bei einem zweiten in Frage kommenden Kunstwerke geahnt, daß dessen Heimat Westfalen war. Im Jahre 1819 hatte die Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar aus der Sammlung des Kanonikus Pick in Bonn eine wohlerhaltene silberne Schale erworben, „deren eingegrabene Darstellung sowohl als Inschrift sich auf einen Taufakt Friedrich des Ersten beziehen und auf einen Paten, Otto genannt“. Vergeblich bemühte man sich in Weimar wie in Frankfurt darum, die Herkunft und Bedeutung der Schale klarzustellen, „aber eben hieraus, so berichtet Goethe, zeigte es sich, wie unmöglich es sei, antiquarische Meinungen zu vereinigen“. „Da immer ein Widerspruch dem anderen folgte, so ward die Sache dergestalt ungewiß, daß man kaum noch die silberne Schale in der Hand zu haben glaubte und wirklich zweifelte, ob man Bild und Inschrift noch vor Augen habe.“ Man kannte damals in Weimar nicht die Herkunft der Schale, bis der Frhr. vom Stein, damals Gutsherr von Kappenberg, die Aufklärung gab, daß das in der Tat seltsame Stück aus dem 1803 aufgehobenen Stifte *Kappenberg* stammte und nichts anderes ist, als die Schale, aus der Kaiser Friedrich Rotbart die Taufe empfangen hat. Als Erwachsener schenkte er das Stück dem Grafen Otto von Kappenberg, der ihn aus der Taufe gehoben, und dieser ließ darauf die Taufhandlung in den Boden der Schüssel bildlich eingraben, die übrigens 1933 in den Besitz des Berliner Schloßmuseums übergegangen ist²⁸.

Anders stand es mit dem dritten in Westfalen beheimateten Kunstwerk, das Goethes Aufmerksamkeit, und dieses Mal im besonderen Maße, fesselte. Es war die in die Felswand der *Externsteine* bei Detmold gemeißelte *Kreuzabnahme*. Im Winter 1823/24 erhielt er von dem bekannten Bildhauer Chr. Dan. Rauch einen von diesem hergestellten kleinen Eisenabguß sowie eine Zeichnung des lebensgroßen Reliefs. Goethe fand „die Anlage vortrefflich und bewundernswert“ und lenkte bald darauf durch einen Aufsatz in der Zeitschrift *Kunst und Altertum* das Auge der Öffentlichkeit auf das frühe, in der Tat hervorragende Bildwerk. Er glaubte eine durch das Ganze der Darstellung gehende Spur des Manichäismus feststellen zu können und vermutete

²⁷ Goethe im Gespräch, herausgegeben von Franz Deibel u. Frch. Gundelfinger, Inselverlag 1906, S. 177. Über *Israhel v. Meckenem* vgl. *Westfäl. Lebensbilder*, Bd. I, S. 32 ff.

²⁸ Tag- u. Jahreshefte z. J. 1820, Botzenhardt a. a. O., Bd. 5, S. 542, 639.

als Urheber einen aus dem Osten (Byzanz) stammenden „mönchischen Künstler unter den Scharen der Geistlichen, die der erobernde Hof Karls des Großen nach sich zog“. Gehen auch diese Vermutungen fehl — das Kunstwerk ist vermutlich gleichaltrig mit der Weiheinschrift der Kapelle von 1115 und rührt wohl von der Hand eines Benediktiners aus dem Kloster Abdinghof in Paderborn her —, so zeugt es doch von feiner Beobachtung, wenn Goethe den Gedanken lobt, „daß der Kopf des herabsinkenden Heilandes an das Antlitz der zur Rechten stehenden Mutter sich lehnt, ja durch ihre Hand sanft angedrückt wird“. Das verständige neueste Buch über die Externsteine von Friedrich Focke (1943) kommt zu dem Ergebnis, daß Goethe die eigentümliche Dynamik des einzigartigen Stücks im wesentlichen richtig erfaßt hat²⁹.

II.

Wir dürfen damit die Beziehungen von Goethe nach Westfalen hin, was er im Lande und bei dessen Söhnen gesucht und gefunden hat, abschließen und haben weiter zu prüfen, *wie Westfalen sich zu seiner Persönlichkeit gestellt, wie es Goethes Lebenswerk aufgenommen hat*, so weit das nicht bereits bei Möser und der Fürstin Gallitzin geschehen ist. Vorausgeschickt sei, daß die Stellungnahme nicht überall die gleiche bejahende, bewundernde gewesen, daß auch Ablehnung, sogar in schroffer Form, laut geworden ist und daß der Dichter sich nur allmählich die spröden Herzen der Westfalen gewonnen hat — im übrigen Deutschland sind die Dinge nicht viel anders gelaufen.

Im Jahre 1774 erschienen die Leiden des jungen Werthers und erregten, wie in ganz Deutschland und weit darüber hinaus, auch in Westfalen gewaltiges Aufsehen. Goethe hatte in der Person seines Helden ein tragisches Erlebnis gestaltet, aus seinem eigenen Gefühl heraus und dem Schicksal des jungen Jerusalem, dessen Vater, der Abt Jerusalem in Braunschweig, übrigens ein Osnabrücker und Verwandter von Möser's Frau war³⁰. Allgemein verstand man das Buch als die Tragödie einer unglücklichen Liebe, während es dem Dichter auf den Konflikt zwischen bürgerlicher Vernunft und dichterischem Allgefühl angekommen war³¹. Es breitete sich ein allgemeines Wertherfieber aus, mit einer Selbstmordepidemie im Gefolge, und das brachte nun wieder weite Kreise gegen das Buch auf und ließ die Geistlichkeit sich ereifern, der Teufel habe es aus der Hölle gebracht. Aus dieser Stimmung heraus griff der Pastor *Joh. Moritz Schwager* zu Jöllenbeck bei Biele-

²⁹ Kunst u. Altertum, V. Bd., Heft 1, 1824. Focke, Frch., Beitr. z. Gesch. der Externsteine. Stuttgart-Berlin 1943, S. 132 ff.

³⁰ Allg. D. Biogr., Bd. 13, S. 779.

³¹ Gundolf, Frch., Goethe, Berlin 1922, S. 162 ff.

feld (1738—1804) zur Feder und veröffentlichte ohne seinen Namen „*Die Leiden des jungen Franken*, eines Genies. Minden bei Justus Henrich Körber 1777“³². Da dieses westfälische Erzeugnis nur wenig bekannt und bei aller Grobschlächtigkeit in seiner Art originell ist, darf ich etwas näher darauf eingehen.

Hatte Goethe der zweiten Auflage der *Leiden* den Vers vorausgeschickt:

Jeder Jüngling sehnt sich, so zu lieben,
 Jedes Mädchen, so geliebt zu sein;
 Ach, der heiligste von unseren Trieben,
 Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

so setzt Schwager auf sein Titelblatt:

Jeder Narre sehnt sich so zu lieben,
 Jede Närrin, so geliebt zu seyn.
 Aber wird das Faseln übertrieben,
 Ach! so quillt aus ihm die grimme Pein.

Swager läßt seinen Helden von Natur einen sehr alltäglichen Menschen von hausbackenem Verstande sein, „starke erhabene Gedanken kamen nicht in seine Suppe“. Dafür verspürt er von Jugend auf in sich das Bedürfnis, „ein Männchen zu werden, von dem man *Leiden* schreiben kann“, was er aber nur als „gemachter Schwärmer“ erreicht, „der Anlage hatte, Copey zu werden und sich überredet hatte, er sei Original“. Auf der Universität verspürt Franke keine Lust, „sich zum Aktenkrämer modeln zu lassen“, dagegen wird er dort Mitglied einer der damals verbreiteten Deutschen Gesellschaften, die sich schöngestig mit Dichtkunst und Verseschmieden abgaben, und hört auch Kollegs über Horaz und Homer. Hierbei ist es bemerkenswert, daß Schwager selbst einst als Student in Halle der Deutschen Gesellschaft des Professors Frch. Wilh. Ellenberger angehört und mit zwei Gesinnungsverwandten eine Horazische Gesellschaft zum Studium des Dichters gebildet hatte, so daß der Verdacht nicht von der Hand zu weisen ist, er selbst habe in jungen Jahren „Faseleien, dem Geschmack der Deutschen an Pappchen und Brey“ gehuldigt³³, — aber man ist ja, nach Goethe, gegen nichts strenger, als gegen abgelegte eigene Irrtümer. Die von Frankes verständigem Vater angewandten derben Mahnungen und Maßregeln, den Sohn zum ernsthaften Studium zu veranlassen, fruchteten nicht; schließlich hatte er „alle Brodt-Künste und Brodt-Wissen abgeschworen“. „Er suchte sich nun auf einem Dorfe zu etablieren, um seinen Kopf ins Gras zu legen und Mückenkonzerte zu hören“, er „bemerkte sich

³² Neudruck durch K. *Schüddekopf*, Leipzig 1922.

³³ Das ergibt sich aus Schwagers Stammbuch, über das ich an anderer Stelle demnächst berichten werde.

unterwegs alle schöne Distelnköpfe mit inniger Behaglichkeit“, „für sein Ohr sorgte ein ungezähltes Chor von Sperlingen, deren Gezwitscher er der besten Musik der Sphären vorzog“, — mit wenig Witz und viel Behagen wird Werthers Naturschwärmerei ins Lächerliche zu ziehen gesucht. In ähnlicher Weise werden die Brunnenszene, der blaue Wertherfrack behandelt; als ein gefährlicher Straßenräuber abgetan werden sollte, „trat ihm das vollends ins Gekröse“ — wir erinnern uns des Gegenbilds zum Werther, des leidenschaftlichen Bauernburschen, der den glücklichen Nebenbuhler erschlägt. Schließlich die Katastrophe. Franke gerät zufällig in die Hochzeitsfeier eines Gutsverwalters; eingeladen verliebt er sich Knall und Fall sterblich in die Braut und wünscht alsbald, ein „Mitehemann“ dieses himmlischen Mädchens zu werden. Er „ist nun auf dem Wege, ein vollendeter, dabey aber auch ein recht poetischer Geck zu werden“. Durch sein Werben wurde das gute Weibchen ganz verwirrt, es liebte den Laffen, konnte sich aber zu dem angesonnenen Morde des Gatten doch nicht entschließen, gestand ihm vielmehr alles. Dieser hetzt darauf eine Meute Hunde auf Franke, der sich, aufs Übelste zerzaust, in einen Sumpf retten muß. Noch nicht abgekühlt, schleicht er sich nach 14 Tagen ins Schlafzimmer seiner Fiecke ein. Vom Ehemann ertappt, muß er sich dem Urteil von dessen Bruder, einem Regiments-Feldscher, unterwerfen, daß er zu seiner Besserung und größeren Vollkommenheit desselben Mittels bedürftig sei, dessen sich der Hl. Origenes bedient hätte, und der Feldscher vollzieht sogleich die peinliche Exekution — die auch Abälard, der große Liebende, hatte über sich ergehen lassen müssen. Der geschändete Held ersucht darauf den Rivalen um seine Pistolen, der ihm die Bitte abschlägt mit dem Bedeuten, der ganze Kerl sei keinen Schuß Pulver wert. Schließlich hängt der Elende sich an einer Eiche auf, in der Hand einen Gebrauchsgegenstand der Geliebten, ein Geschirr aus ihrem Schlafzimmer! So zieht ihn die Titelvignette.

Das Machwerk ist damit genügend charakterisiert. Die Komik ist eine sehr ungewollte geworden. Das Feuer, das in jeder Zeile des Werther glüht, die hinreißende Gewalt der Sprache haben Schwager völlig unberührt gelassen; man möchte ihn einer Krähe vergleichen, die den aufsteigenden jungen Adler mißtönend umflattert. Ein gnädiges Geschick hat ihn augenscheinlich davor bewahrt, daß sein Buch dem jungen Olympier zu Gesicht gekommen, der Verfasser ihm bekannt geworden ist; mit göttlicher Grobheit würde der den Gegner und vielleicht auch dessen heimatliches Westfalen an den Pranger der Lächerlichkeit gestellt haben, man denke an Goethes Verse auf Nicolais Freuden des jungen Werthers, oder auch die späteren „Musen und Grazien in der Mark“. — Schwager selbst sah freilich die Sache ganz anders an. Darüber, daß die Kritik sein Buch übersehen hatte, tröstete er sich

später mit dem gelegentlichen Geständnis eines Reisebekannten, „daß er ohne meinen jungen Franken zuverlässig ein Selbstmörder geworden wäre“. Sein Widerwille gegen die damals herrschende, durch den Werther stark geförderte Empfindelei, war ja schließlich nicht unberechtigt und bei ihm als Rationalisten durchaus verständlich; hat doch Gustav Freytag jene Empfindsamkeit eine Stieftochter von der Gefühlsseligkeit des alten Pietismus genannt³⁴. Übrigens hat Schwager durch seinen längst vergessenen satirischen Roman Martin Dickius, der das Schicksal eines gescheiterten Kandidaten der Theologie schildert, das Vorbild für den unsterblichen Kandidaten Jobs von Kortum geschaffen.

Ihrer bedächtigen Natur entsprechend haben die Westfalen sich nur langsam für die weiteren Schöpfungen Goethes erwärmt. Nicht, als ob es an literarischen Interessen im Lande überhaupt gefehlt hätte; sie waren damals sicherlich verbreiteter als heute. Wir erfahren aus Justus Gruners Buche „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des bürgerlichen und sittlichen Zustandes Westphalens am Ende des 18. Jahrhunderts“ (Frankfurt 1802 f.), daß auch in Kleinstädten „Literarische Gesellschaften“ blühten, und der Verfasser bemerkt von Herford z. B. ausdrücklich, daß Literatur dort nicht sehr kultiviert sei³⁵. Bei der Subskription auf die Erste Ausgabe von Goethes Gesammelten Werken im Jahre 1787 fanden sich in Münster zwölf Bezieher und damit stand dieses an vierter Stelle unter allen deutschen Städten, doch in Osnabrück waren es nur vier, in Detmold drei, in Paderborn, Minden und Lingen endlich nur ein einziger³⁶. Einen anderen nicht sehr erfreulichen Aufschluß ergeben die Aufführungen von Goethes Dramen, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß es allein in Münster ein ständiges Theater und auch hier nur zeitweise gab. Clavigo wurde gleich nach seinem Erscheinen (1774) und auch später gern in Münster gegeben, ferner das Singspiel Erwin und Elmire, endlich die dramatisierten Leiden des jungen Werthers, doch den Spielplan beherrschten die dem Zeitgeschmack entsprechenden Stücke von Kotzebue und Iffland. Von den im übrigen Westfalen herumziehenden, z. T. recht kümmerlichen Wanderbühnen hören wir nur ausnahmsweise, daß sie Goethe gespielt hätten, und wahrscheinlich war das auch das Beste. Der Götz kam, soviel bekannt, zuerst 1780 in Osnabrück auf die Bühne, der Faust erst 1839 in Münster³⁷.

Der bei aller Tüchtigkeit etwas nüchterne Oberpräsident *Ludwig von Vincke* (geb. 1774) fühlte sich als junger Student von Goethe wenig

³⁴ Freytag, Gust., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Aus neuerer Zeit, 1. Kap.

³⁵ A. a. O., Bd. I, S. 144.

³⁶ Heiner mann, Th., Die I. Ausgabe von Goethes Gesammelten Werken in Münster. Zschr. Westfalen, Bd. 24 (1939), S. 45 ff.

³⁷ Stoltz, Hch., Die Entwicklung der Bühnenverhältnisse Westfalens von 1700—1850, Münstersche Diss. 1909, S. 24, 45, 67. Bäte, Ludw., Osnabrücker Theater im 18. Jahrh., Osnabrück 1930.

angezogen, wohl aber von Wieland. Als er 1808 Weimar besuchte, machte er dem Herzog seine Aufwartung; darüber, daß er etwa Goethe gesehen oder aufgesucht hätte, meldet sein Tagebuch nichts. Die Wahlverwandtschaften gefielen ihm zunächst gar nicht, dann lobte er doch die herrliche Sprache. Mehr sagte ihm der Wilhelm Meister (I. Teil) zu, aus dem er seitenlange Auszüge machte, aber in seine Bücherei nahm er Goethes Werke nicht auf³⁸. So wenig wie Vincke fand die bedeutende *Fürstin Pauline zur Lippe* zu Goethe den Weg, obwohl ihn ein gemeinsamer Freund, der Graf Reinhard, ihr zu weisen suchte; sie blieb bei ihrer Abneigung gegen den großen Heiden. Nur die Farbenlehre machte eine Ausnahme, und wenn sie Goethes Theorie auch zweifelnd gegenüberstand — sie meinte witzig: „wenn sie es nicht ist, die ihn berühmt machen wird, so wird er es sein, der die Theorie berühmt macht“ —, so unternahm sie doch mit Reinhardts Hilfe und Unterstützung von Goethe selbst praktische Versuche optischer Art (1810)³⁹.

Freudige Zustimmung fand Goethe unter der Jugend. Der erste Westfale, der ihn schon 1776 in Weimar aufsuchte, war der 1749 geborene *Anton Sprickmann* aus Münster, der spätere Mentor Annetzens von Droste. Erich Schmidt hat ihn einen besonnenen Juristen und unbesonnenen Schwärmer genannt, der eine zeitlang in das Geniewesen von Sturm und Drang hineingeriet und sich als Dichter betätigte; sein Lustspiel „Der Schmuck“ wurde noch 1800 von Goethe auf den Spielplan des Weimarer Theaters gesetzt und gehörte zu den Lieblingsstücken seiner Mutter. Damals hatte Sprickmann längst dem literarischen Ehrgeiz entsagt und sich dem Gallitzinschen Kreise angeschlossen⁴⁰.

Der Förderung durch Sprickmann erfreute sich der junge *Franz von Sonnenberg*, geboren 1779 in Münster als Sohn eines fürstbischöflichen Hauptmanns, eine sonderbare, lange vergessene Erscheinung der deutschen Literaturgeschichte. Früh an Klopstock begeistert, kreisten seine Ideen um die beiden Pole Patriotismus und Messianismus, wie er denn, wohl so ziemlich als einziger in Münster, den Einzug der Preußen 1802 freudig begrüßte. Sonnenberg verfaßte ein fast 20 000 Verse enthaltendes Epos vom Weltuntergang, *Donatoa* genannt. Doch vermochte Goethe, der ihn 1805 in Weimar kennenlernte, „solch apokalyptischen Ereignissen keinen Geschmack abzugewinnen“, und suchte vergeblich den überspannten Jüngling, der sich den Cimbrier nannte, von seinen seltsamen Wegen abzubringen. Nicht lange darauf beging dieser in Jena Selbstmord und Goethe hatte doch wohl recht, wenn er ihn unter die

³⁸ Kochendörffer, Hch., Vincke. Soest 1932 f. Bd. I, S. 33, Bd. II, S. 70, 109, 127.

³⁹ Kiewning, Hans, Fürstin Pauline zur Lippe. Detmold 1930, S. 329.

⁴⁰ Allg. D. Biographie, Bd. 35, S. 305 f. Jansen, Heinz, Sophie v. La Roche im Verkehr mit dem geistigen Münsterland, Münster 1931. Ders. Aus dem Göttinger Hainbund Overbeck und Sprickmann. Münster 1933.

Klasse der auffallend verrückten Menschen rechnete, zumal Sonnenberg von der Mutter her augenscheinlich erblich belastet war und auch sein Bruder Hand an sich legte. Wenn man ihn neuerdings unter Bezugnahme auf seine Patriotischen Oden wieder zu beleben versucht hat — merkwürdiger Weise unternahm ein polnischer Professor Spirdion Wukanidovic in Krakau diesen Versuch —, so gilt dennoch Goethes Urteil m. E. zu Recht, daß Sonnenbergs Einbildungskraft sich ganz in hohlen Räumen erging⁴¹.

Ein mehr auf dem Boden der Wirklichkeit stehender Sohn der Roten Erde war der 1790 in Münster geborene *Franz Bernhard Bucholtz*, dessen in guten Verhältnissen lebender Vater gleichfalls dem Gallitzinkreise angehörte und ihm Hamann zugeführt hatte. Als Göttinger Student unternahm der junge Bucholtz im Herbst 1812 eine Reise nach Weimar, ließ sich pochenden Herzens bei Goethe melden und fühlte sich dann durch sein herrliches Auge, seine anmutige Sprache und sein gütiges Entgegenkommen so entzückt, daß er am Abend in sein Tagebuch schrieb: „Juvat dixisse vixi; es frommt, sagen zu dürfen, den Tag habe ich gelebt.“ Einige Tage darauf war er nochmals im Hause am Frauenplan, wobei ihm der Hausherr noch besser als das erste Mal gefiel. „Wahrlich, ein herrliches Gesicht, das auch jetzt fast garnicht eine gewisse heitere Ruhe und freundliche Spannung verlor.“ Das Gespräch drehte sich um Literatur. Bucholtz wurde zum Essen dabehalten und lernte auf diese Weise auch August von Goethe kennen, der ihm dann des Vaters Münzsammlung und am nächsten Tage das Belvedere zeigte. Bucholtz trat demnächst in den diplomatischen Dienst Österreichs und richtete im Februar 1814 einen Brief voll hoffnungsvoller vaterländischer Begeisterung an den Dichter, worauf dieser, grau in die Zukunft sehend, erwiderte, daß eine auch nur moralische oder literarische Vereinigung der Deutschen „nur durch ein Wunder zu bewirken wäre, wenn es nämlich Gott gefiele, in Einer Nacht den sämtlichen Gliedern der Nation die Gabe zu verleihen, daß sie sich an einem Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten“, was indes nicht zu erwarten stünde. Goethe und Bucholtz haben sich dann im Laufe der Jahre 1814 und 1815 in Frankfurt und Wiesbaden noch mehrfach freundlich begrüßt⁴².

In Wiesbaden lernte Goethe damals griechische Volkslieder kennen und schätzen, die ein anderer Westfale, der *Frhr. Werner von Haxt*-

⁴¹ Tag- u. Jahreshefte, versehentlich z. J. 1795. Allg. D. Biogr., Bd. 34, S. 626. *Draws-Tychsen*, Franz v. Sonnenberg, Wien 1940. Sonnenbergs Mutter, Maria Anna v. Frese, entstammte einem herabgekommenen Zweige einer Adelsfamilie; sie war die Erbin des kleinen Gutes Meppenburg im Kr. Bersenbrück. Vgl. Rud. v. Bruch, Die Rittersitze des Fürstentums Osnabrück, Osnabrück 1930, S. 359.

⁴² *Schmitz-Kallenberg*, Ludw., Ein Besuch in Weimar 1812, Zschr. Westfalen, 8. Jg., 1916, S. 49 ff., 73 ff.

hausen (1780—1842), der Oheim Annettens von Droste, aus dem Munde griechischer Matrosen gesammelt hatte. Aber sein unruhiger, vielseitiger Geist kam trotz Goethes Zureden nicht dazu, die in metrisches Deutsch übertragene Sammlung zu veröffentlichen⁴³. Unter den zahllosen Deutschen, die in der Folgezeit bis zu Goethes Tode nach Weimar wie einem Mekka pilgerten, befand sich mehr als ein Westfale. Der getreue Eckermann notiert am 15. Februar 1824, daß Goethe einen begabten jungen Dichter, Meyer aus Westfalen, freundlich empfangen habe, doch ist dessen nähere Feststellung m. W. noch nicht gelungen.

Für das literarische Leben in Westfalen wurde das seit 1817 in Minden erscheinende „Sonntagsblatt, eine Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung auf dem Gebiete des Schönen und Nützlichen“, von Bedeutung. Herausgeber war der Medizinalrat Nikolaus Meyer aus Bremen (1775—1855), der in Weimar eine zeitlang Goethes Hausgenosse gewesen war. Auf ihn ging es auch zurück, daß Goethe Ehrenmitglied des 1825 gegründeten Mindener Geschichtsvereins wurde⁴⁴. Meyers Verdienst war es, wenn das Sonntagsblatt, wie die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung anerkannte, „über die nahen Grenzen eines bloßen Lokal- und Provinzialblattes hinaus, aber doch aus dem tüchtigen Boden der Heimat heraus wuchs“. Nik. Meyer förderte nicht nur jüngere Talente, wie Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Levin Schücking, sondern veröffentlichte auch mancherlei Betrachtungen über Goethe und sein Werk. In der kleinen Wochenschrift hallte es wider von dem Kampfe für und gegen ihn. Goethe selbst verfolgte aufmerksam die Zeitschrift; am 18. Juni 1823 schrieb er an Meyer: „Das Sonntagsblatt, ganz Ihrer Gegend angemessen, den nächsten Wünschen des Publikums zuvorkommend, mancherlei Nützliches, Angenehmes, Unterhaltendes bebringend, mußte viel Teilnahme erregen, wodurch denn auch die Fortsetzung möglich ward. Sie werden immer so fortfahren und des Beifalls versichert bleiben. Ich habe selbst gar Manches darin gefunden, was ich mir anmerken und benutzen konnte.“ Nicht minder anerkennend lauteten spätere Schreiben vom 7. Mai 1826 und 15. Oktober 1827. Goethes Tod berichtete das Sonntagsblatt durch Abdruck eines Briefes des Kanzlers von Müller an den Herausgeber: „Was soll ich Ihnen sagen, teurer Freund, das Sie nicht selbst schon tief empfänden? — Also nur soviel: Er starb selig im schönsten Sinne ohne Todesahnung, selbstbewußt, heiter, liebevoll bis zum letzten Hauche, schmerzlos die letzten zwei Tage.“

Goethes alles überragende Bedeutung einmütig zu erkennen und anzuerkennen, davon war man in Westfalen wie im übrigen Deutsch-

⁴³ Tag- u. Jahreshefte z. J. 1815. Allg. D. Biogr., Bd. 11, S. 121.

⁴⁴ Knebel, Karl, Das Mindener Sonntagsblatt (1817—53), Westf. Zschr., Bd. 66 (1908), S. 91 ff. Zschr. Westfalen, 15. Jg. (1930), S. 12 f.

land in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch weit entfernt; es ist bekannt, daß Schillers Werk und Persönlichkeit zunächst eine weit tiefere Wirkung auf die Deutschen ausgeübt haben und erst sehr allmählich hinter der Gestalt Goethes zurückgetreten sind. Die Not der Fremdherrschaft und die Freiheitskriege hatten eine religiöse Erweckung, eine Rückkehr zum positiven Christentum gebracht, die sich mit Goethes freier Auffassung, seinem „Heidentum“ schlecht vertrug. Erregte sein Alterswerk, Wilhelm Meisters Wanderjahre, vielfach Kopfschütteln, so kamen kirchliche Kreise zu offener Ablehnung. Zu ihrem Sprachrohr machte sich der Pastor *Johann Friedr. Wilh. Pustkuchen* in dem lippischen Dörfchen Lieme bei Lemgo (1793—1834)⁴⁵. Gleichzeitig mit dem ersten Teile der Goethischen Wanderjahre 1821 erschienen von ihm, doch ohne Namen, ebenfalls Wanderjahre in drei Teilen, denen er 1827 und 1828 noch einen vierten und fünften Teil folgen ließ, dazu zwei Beilagen, Wilhelm Meisters Tagebuch und Gedanken einer frommen Gräfin, diese ein Gegenstück zu den Bekenntnissen einer schönen Seele (Verlag Gottfr. Basse in Quedlinburg u. Leipzig). Zum zweiten Male erkühnte ein westfälischer Landpastor sich, eine Nachdichtung zu einem Werke von Deutschlands größtem Dichter vorzulegen.

Als Parodie kann man Pustkuchens Arbeiten schon deshalb nicht bezeichnen, weil ihnen bei aller Verneinung Goethes die Absicht fehlt, ihr Vorbild lächerlich zu machen. Pustkuchens Wanderjahre spinnen den Faden der Erzählung im unmittelbaren Anschluß an Goethes Lehrjahre fort, deren Stil nicht ohne Geschick nachahmend. Wir begleiten den Lebenslauf des Helden, der sich ständig in Kreisen sozial und geistig hochstehender Menschen bewegt und, dauernd an seiner Vervollkommnung arbeitend, zum dramatischen Dichter entwickelt. Der Künstlerroman endet ohne Abschluß, als der Fürst eines größeren Landes Meister zum Intendanten seines Hoftheaters machen will. Das Ganze liest sich nicht schlecht, Pustkuchen schreibt einen guten Stil, er besitzt Phantasie und Weltkenntnis, aus dem Buche spricht im allgemeinen eine nicht unedle Denkweise. Eine christliche Tendenz tritt, abgesehen von den Gedanken der Gräfin, nirgends zu Tage. Die Schilderungen der Landschaft und der Menschen atmen Abgewogenheit und Ruhe, die wenigen Schlechten werden sozusagen am Rande kurz abgetan; man fühlt sich ein wenig an Stifter erinnert.

Namentlich die beiden ersten Teile werden nun aber wesentlich beherrscht von der Stellungnahme gegen Goethe. Die erhobenen Einwendungen sind nicht völlig aus der Luft gegriffen. An seinen Helden — man denke an Clavigo, Egmont, Tasso, Eduard — wird ihre Weich-

⁴⁵ Allg. D. Biogr., Bd. 26, S. 736 ff. Menschen vom lippischen Boden. Lebensbilder, herausgegeben von M. Staercke. Detmold 1936, S. 135 ff. Die ersten drei Teile von Pustkuchens Wanderjahren hat Ludw. Geiger (Berlin 1913) neu veröffentlicht u. ausführlich eingeleitet.

heit, der Mangel an einem eigentlichen Charakter, an innerem Gesetz und Konsequenz in dem zuerst leidenschaftlich Ergriffenen getadelt, Pustkuchen nennt die Männer selbstsüchtige Schwächlinge und hat an den Frauen auszusetzen, daß sie ihre Güte nicht durch Bildung, sondern aus der Hand der Natur empfangen. In der Tat ist ja, wie Gundolf sagt, Goethes Gesetzes- und Pflichtbegriff nicht abzuleiten aus einem kategorischem Imperativ, einer metaphysischen Moralforderung, sondern vielmehr aus einer Naturanschauung; Pflicht und Entsagung, die auch Goethe kennt und anerkennt, sind ihm die Formen, unter denen der Mensch seine eigene naturgegebene Idee auswirken muß⁴⁶. Der strenge Calvinist und Moralist Pustkuchen kann sich hiermit nicht abfinden, er will die Menschen nicht, wie sie sind und wie Goethe sie schildert, sondern wie sie sein sollten; sein Widerwille macht ihn schließlich vollkommen blind und ungerecht. In jugendlicher Übertreibung — er war erst 28 Jahre alt — spricht er von der kraft- und marklosen Misere goethischer Helden, geht soweit, Goethe kultivierten Jesuitismus vorzuwerfen, behauptet, „das treu- und ehrlose Zwitterleben, das die Ungebundenheit führt, macht alle Werke Goethes dem Kitzel der Entarteten so wunderbar“. Sein Ideal ist Schiller, wie er sich denn zu der Behauptung versteigt, daß Patriotismus, Naturbegeisterung und Liebe sich nur in Miniatur bei Goethe fänden, „statt daß das gigantische Göttliche selbst hereindringt, das Herz weitet und zuletzt in dem Strome kühner Taten Luft sucht“. Der Höhepunkt ist es, wenn Goethe Oberflächlichkeit der Darstellung und des Urteils vorgeworfen und erklärt wird, daß er weit von der wahren Poesie ab sei, oder wenn es heißt, man habe das deutsche Volk herabgewürdigt, um Goethe als Repräsentanten seines Wesens darstellen zu können. So hahnebüchchen das klingt, Pustkuchen sprach aus, was damals manche, „alle die kleinen Leute, die dem Dichter seine Größe nicht verzeihen konnten“ (Treitschke)⁴⁷, mehr oder weniger dachten und so lösten seine Angriffe weitere aus. Hierhin gehören Wilhelm Meisters Meisterjahre, die im gleichen Verlage von Gottfried Basse in Quedlinburg und Leipzig 1824 in zwei Teilen, ebenfalls ohne Angabe des Verfassers, erschienen. Sie entstammen indes nicht, wie angenommen wurde, der Feder Pustkuchens, denn die Erzählung ist denkbar primitiv, nur die Feindseligkeit gegen Goethe bleibt die gleiche⁴⁸. Die Wanderjahre Pustkuchens, von denen 1823 eine

⁴⁶ Gundolf a. a. O., S. 564.

⁴⁷ Deutsche Geschichte, Bd. III, Leipzig 1885, S. 685.

⁴⁸ Nach K. Goedeke, fortgeführt durch Edm. Goetze, Grundriß z. Gesch. der deutschen Dichtung, IV. Bd., 3. Abt., Dresden 1912, hat Joh. Pustkuchen selbst die Verfasserschaft der Meisterjahre entrüestet abgelehnt. Vielleicht ergibt sich eine Spur des Verfassers daraus, daß am Schluß von T. I der Meisterjahre der Verleger Basse einen Novellenschatz des deutschen Volkes, herausgegeben von Ludw. Pustkuchen (einem Verwandten?) anzeigt mit Vorwort von dem Verf. der Wanderjahre.

2. Auflage erschien, erregten in ganz Deutschland beträchtliches Aufsehen und fanden Freunde wie Gegner. Zu den ersten gehörten die konservativ-hochkirchlichen Kreise, doch auch der radikale Ludw. Börne, Jude und Goethehasser, kargte nicht mit Anerkennung. Aber die Ablehnung überwog. Platen dichtete auf die falschen Wanderjahre:

Wolltest gerne im Dichten deine Lust suchen,
kleiner Pustkuchen!

Weil dirs nicht gelungen, mußt du Leid tragen,
kleiner Neidkragen!

O, du Neidkragen, o, du Pustkuchen!

Männer wie Tieck, Arnim und Grillparzer traten für Goethe ein und auch in Westfalen wurde eine Stimme für ihn laut, die des jungen Karl Immermann, damals preußischer Auditeur in Münster, der hier zwei kleine Schriften zu Gunsten Goethes veröffentlichte. Es war kein Wunder, wenn Goethe selbst durch die falschen Wanderjahre in Harnisch geriet. Hatte doch Pustkuchen die Naivität besessen, seine Nachahmung damit zu rechtfertigen, „daß alle unvollkommenen mittelmäßigen Werke, als ohnehin vergänglich, den künftigen Dichtern zu freier Benutzung preisgegeben“ seien. So setzte sich der Schwerbeleidigte nachdrücklich zur Wehr. Ob er sich erinnerte, daß nach seinen eigenen Worten der Eigenname dem Menschen angewachsen ist, wie die Haut, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen?⁴⁹ Jedenfalls dichtete er:

Pusten, grobes deutsches Wort!
Niemand, wohlerzogen,
Wird am reinanständigen Ort
Solchem Wort gewogen.

Pusterich, ein Götzenbild,
Gräßlich anzuschauen,
Pustet über klar Gefild
Wust, Gestank und Grauen.

Will der Pusterich nun gar
Pfaffenkuchen pusten,
Teufelsküchenjungenschar
Wird den Teig behusten.

Das war ehrliche deutsche Grobheit, wie sie einst Luther seinen Gegnern ins Gesicht geschleudert hatte. Goethe hatte die Freuden des jungen Werthers witziger abgefertigt. Zum Verständnis der obigen Verse muß man wissen, daß das Wort pusten erst Ende des 18. Jahrhunderts

⁴⁹ Dichtung u. Wahrheit, 10. Buch.

aus dem Niederdeutschen durch die Studentensprache in das Hochdeutsche eingeführt und noch nicht recht gesellschaftsfähig war⁵⁰. — Noch in einem vollen Dutzend weiterer kleiner Gedichte hat Goethe seinem offenbar tief sitzenden Ärger über Pustkuchen Luft gemacht, eine Ehre, wie sie keinem andern seiner Gegner zuteil geworden ist.

Dieser Zusammenstoß mag dazu beigetragen haben, daß Goethe, seiner sonstigen Weitherzigkeit in religiösen Dingen ungeachtet, der erneuerten Kirchlichkeit nicht sonderlich gewogen war und an ihrer gelegentlichen Engbrüstigkeit Ärgernis nahm. So kam es, daß er der Predigtsammlung des Pastors *Frch. Wilh. Krummacher* aus der bekannten tecklenburgischen Pastorenfamilie, damals in Gemarke (Wuppertal), in seiner Besprechung (1830) eine wenig wohlwollende Note erteilte. „Die Bewohner jener Gegenden sind sämtlich operose, in Handarbeit versunkene, materialem Gewinne hingeebene Menschen, die man eigentlich über ihre körperlichen und geistigen Unbilden nur in Schlaf zu lullen braucht. Man könnte deshalb diese Vorträge narkotische Predigten nennen; welche sich denn freilich am klaren Tage, dessen sich das mittlere Deutschland erfreut, höchst wunderlich ausnehmen“⁵¹. Echt goethischer Altersstil.

Doch der Ausklang der im Wandel der Zeiten in so mancherlei harmonischen und disharmonischen Tönen schwingenden Beziehungen zwischen dem Genius Deutschlands und unserem Heimatland war wieder voll und schön, gleich dem Anfang im Zeichen Möser's, und nochmals kommen wir nach Osnabrück. Der Zusammenklang knüpft sich an den Namen von *Bernhard Rudolf Abeken*⁵². In der Hasestadt 1788 geboren als Sproß einer alteingesessenen Familie des mittleren Bürgerstandes, verkörperte Abeken in seiner bescheidenen, feinen und gemütswarmen Natur dessen beste Seiten. Die geistigen Anregungen Möser's wirkten in ihm nach, wie er denn später dessen *Gesammelte Werke* herausgegeben und darin die von ihm aufgefundenen Briefe Goethes an Jenny von Voigts veröffentlicht hat. Den heranwachsenden Jüngling begeisterten Werther und Götz; als er im Herbst 1799 nach Jena ging, um Theologie und Philosophie zu studieren, führte ihn der damals dort lehrende Schelling zum Faust, der bald sein Ein und Alles wurde.

⁵⁰ Kluge, Frch., u. Goetze, Alfr., *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 12. Aufl., Berlin 1943, S. 460. Der Pusterich ist eine knieende, unförmliche Menschengestalt aus Bronze im Museum zu Sondershausen. Füllt man sie mit Wasser und bringt dieses zum Sieden, so stößt der offene Mund Dampfstrahlen aus. Deshalb hat der Pusterich lange als Götzenbild gegolten, ist aber vermutlich die Sockelfigur eines Taufsteins aus der Zeit um 1250, vgl. Rabe: *Der Pusterich kein Götzenbild*, Berlin 1850.

⁵¹ *Kritische Prediger-Bibliothek*, 11. Bd., 1. Heft, 1830.

⁵² Für das Folgende: *Abeken, Bernh. Rud., Goethe in meinem Leben*. Herausgegeben von Ad. Heuermann, Weimar 1904.

Goethe sah er zum ersten Male im Weimarer Theater bei einer Aufführung des Wallenstein, „hundertmal wandte ich mich um, um das herrliche Gesicht, diese gewaltigen Augen zu sehen“. Dann hatte der Student das Glück, als Gast des Geh. Kirchenrats Griesbach in Jena bei einem Mittagessen Goethe und Schiller zugleich kennenzulernen. Anschaulich schildert er, wie Goethe beim Kaffee im Garten in einer nach der Stadt hin sehenden Nische Platz nahm, während Schiller sich neben ihm auf dem Rasen niederließ und er selbst, wiewohl in geziemendem Abstand, dasselbe tat; ihn freute es, daß Goethe im Gespräche für seinen Osnabrücker Landsmann, den früh verstorbenen Dichter Broxtermann, anerkennende Worte fand. Diese glückliche Zeit legte den Grund zu Abekens Liebe für Goethe und dessen Dichtung. Im Jahre 1802 verließ er Jena, um in Berlin Hauslehrer bei dem Minister von der Recke, einem Schwager Ludwigs von Vincke, zu werden. Er trat auch hier in einen geistig angeregten Kreis, von dem er sagt: „Durch Goethe vorzüglich gewann unser täglicher Verkehr Leben und Gehalt und hinterließ einen Eindruck, den die Zeit nicht verlöscht hat.“

Anfang 1803 führte ein gütiges Geschick unseren jungen Osnabrücker als Hauslehrer der Schillerschen Kinder nach Weimar; er bezog das Arbeitszimmer des verstorbenen Dichters und sah nun häufig seinen Abgott; „Goethe“, so berichtet er später, „stand noch in seiner Kraft und war der Mittelpunkt, um den alles geistige Leben, sich weit über die engen Grenzen Weimars hinaus verbreitend, ausging“. „Es ist etwas Schönes und Erhebendes, in einer Zeit leben, wo große Schöpfungen in der Kunst auftauchen und der Genuß einem ganz frisch von dem lebenden Schöpfer dargebracht wird.“ Das Erscheinen des vollständigen Faust I. Teil steigerte die Verehrung Abekens für den Schöpfer zu einer wahrhaft leidenschaftlichen Liebe; er gab ihr Ausdruck in einem formvollendeten Gedichte, das er, ohne seinen Namen zu nennen, Goethe zu Neujahr 1809 übersandte. Wie beglückte es ihn, als er die Schlußverse:

Denn gegen deine Größe, Herr, wo bliebe
Ein Rettungsmittel, wäre nicht die Liebe?

in dem bekannten Satze der im Herbst der gleichen Jahres herauskommenden Wahlverwandtschaften wiederfand: „Gegen große Vorzüge Anderer gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“ Die Wahlverwandtschaften nennt Abeken den Gipfel seines weimarschen Lebens. „Als Ottilie die letzte Prüfung besteht, war es, als ob mir ein Juwel, ein Kleinod unmittelbar aus einer höheren Region zugefallen wäre, . . . das die Schönheit selbst, die Plato als Idee anbetete, verkörpert.“ Wir sahen, daß der Roman keineswegs allgemein diese begeisterte Aufnahme fand. Abeken faßte seine Gedanken über ihn in „Fragmente“ zusammen, die, wieder ohne Namen, in einem Heidelberger Blatte erschie-

nen. Sie gefielen Goethe und dessen rechte Hand Riemer ließ sie als Einzelblatt drucken und verbreiten. Als Abeken sich bald darauf verabschiedete, um eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Rudolstadt anzutreten, wurde ihm für sein verständnisvolles Eintreten der Dank Goethes zuteil, der inzwischen den Zusammenhang erfahren hatte.

In Rudolstadt blieb Abeken mit dem Dichter in Verbindung, und als er 1815 an das Ratsgymnasium seiner Vaterstadt berufen wurde, riß sie nicht ab, zumal seine junge Frau Christiane von Wurmb eine Base von Schillers Gattin Charlotte von Lenefeld war. Allerdings fühlte er sich in Osnabrück, das er eine literarische Wüste nannte, geistig stark vereinsamt. „So lebte und webte ich denn, auch fern von ihm, in Goethe und um so inniger, je weniger ich von außen her Anklang fand für meine Gedanken und Gefühle, ich, der in Goethe den Genius seiner Zeit und seines Volkes sah.“ Goethe schenkte dem, was Abeken über ihn schrieb und sonst veröffentlichte, gern seinen Beifall, wie er auch durch ihn veranlaßt wurde, seinen Briefwechsel mit Schiller weiter herauszugeben. Noch einmal, am 5. August 1828, war dem begeisterten Jünger ein Wiedersehen mit dem Meister vergönnt, als er, begleitet von seinem Neffen Heinrich Abeken, dem nachmaligen Geh. Legationsrat und Verfasser der Emser Depesche von 1870, ihn in Weimar besuchte und gastliche Aufnahme fand. Abeken nahm von dem Achtund-siebenzigjährigen ein Bild mit wie von Faust im hohen Alter, in voller großartiger Tätigkeit. Zum letzten Male berührten beide sich, als Abeken bald darauf an Goethe die Niederschrift der Gespräche übersandte, die seine Frau einst als junges Mädchen mit Schiller geführt hatte; laut Eckermann war das in Weimar eine willkommene Gabe.

Man darf sagen, daß Abeken einer der ersten wenigen Deutschen gewesen ist, die aus begeistertem Herzen Goethe als Dichter wie als Persönlichkeit in seiner vollen Bedeutung erkannt haben. Von anfänglich schwärmerischer Verehrung ist er im Laufe eines langen Lebens zu einem immer tieferen Verständnis herangereift, zur Empfänglichkeit gesellte sich das Erkenntnisvermögen. Auch für Goethes Schwächen war er nicht blind, „ein Götze soll mir Goethe nie werden“. Seine Urteilsfähigkeit zeigt sich in seiner Stellungnahme zu Christiane Vulpius, was sie dem Gatten war und was sie nicht war. Mag auch Abekens Wertung einzelner Werke Goethes überholt sein, — mit am höchsten stellte er die Natürliche Tochter, die doch nach Gundolf nur ein künstliches Produkt ist⁵³ —, schon er hat es erkannt, daß Goethes ganzes Leben „ein opus ist, das sich aufs Schönste an die anderen opera reiht“.

Später (1841—1866) war Abeken Direktor des Ratsgymnasiums in Osnabrück und hat dem „Stern und Glück seines Lebens“ zwei Denkmäler gesetzt. Im Jahre 1861 erschien seine Schrift „Goethe in den

⁵³ A. a. O., S. 473.

Jahren 1771—75“, die als eine der schönsten und wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Goetheliteratur aufgenommen wurde. Noch anziehender und feinsinniger ist dann das Buch „Goethe in meinem Leben“ — man könnte es auch ein Leben in Goethe nennen —, das er im höchsten Alter schrieb. Man muß daran die erstaunliche Frische und die abgeklärte Weisheit des Fünfundachtzigjährigen in gleichem Maße bewundern. Erschienen ist das Buch erst 1904; es läßt den Leser ebensosehr die Persönlichkeit Goethes in ihrer einmaligen Großartigkeit erkennen, wie die des Verfassers in seinem feinen Einfühlungsvermögen und seiner stillen Bescheidenheit lieb gewinnen.

Wir sind am Schluß. Einen Dichter von Bedeutung hat Westfalen selbst unserer klassischen Literaturperiode nicht gestellt. Aber ihrem größten Genius das Beste schenkend, was er besaß, und, wenn auch bedachtsam, wie es seiner Natur entsprach, so doch schließlich mit dankbarer Freude seine Gaben entgegennehmend, hat auch es seiner Größe gegenüber von dem Rettungsmittel der Liebe reichlich Gebrauch gemacht.